

neue Nummer, schlage als Erstes Ihren Aufsatz auf – und lese erschüttert Ihren Zufall mit dem Kalenderblatt, eine Stunde, nachdem ich, ohne irgendwie darauf vorbereitet gewesen zu sein, an Dauthendes Grab stand. Und wie ich auf das Datum schaue, ist es der Kalendertag – der 23. Mai – an dem Sie wahrscheinlich damals zu Ihrer Rede in Würzburg eingetroffen sind.“ (Was genau stimmt!)

Hier könnte nun jemand einwenden: „Ja, die Berliner Illustrierte Zeitung kommt überall hin in der Welt, natürlich auch nach Würzburg, und daß jemand gerade an Dauthendes Grab gestanden hat und dann den Aufsatz liest, liegt doch, von einem überschauenden Standpunkt betrachtet, durchaus im Bereich der Wahrscheinlichkeit!“ Ich antworte: Gewiß mag hier die subjektive Wirkung des Zufalls auf den Selbsterlebenden größer sein als auf

den, dem dies Zusammentreffen nur erzählt wird. Immerhin gibt die Tatsache, daß der Aufsatz gerade in der fraglichen Kalenderwoche erschien – was gänzlich absichtslos geschah – schon einen Fingerzeig, daß die Anziehungskraft des Bezüglichen doch mitgespielt hat. Denn nicht nur las der Arzt meine Ausführungen zu seiner eben an Dauthendes Grab verbrachten Stunde wirklich einen Tag vor der Jährung der Beisetzung, an dem Tag, an welchem ich damals in Würzburg zu der Feier eintraf, sondern – und das ist das noch Wichtigere – der Zufall, der damals das Dauthendesche bezeichnende Gedicht im Kalender auf das Wochenblatt des Beisetzungstages gerückt hatte, wiederholt sich spielend und mit nur leichter Abwandlung, indem mein Bericht darüber zufällig wieder in die Woche der „Illustrierten Zeitung“ kam, in welcher die Beisetzung stattgefunden hatte.

(Der Text wurde entnommen dem Buch von Wilhelm von Scholz „Der Zufall und das Schicksal“, 1983, mit freundlicher Genehmigung des Herder-Verlages, Freiburg i. Br.)

Wilhelm von Scholz wurde am 15. Juli 1874 in Berlin geboren. Studium in seiner Geburtsstadt, in Lausanne und München. Promotion zum Dr. phil. Dramaturg und Spielleiter in Stuttgart. Präsident der Ateilung für Dichtung an der Preußischen Akademie der Künste in Berlin. Im Auftrag dieser Akademie hielt er bei der Heimführung von Max Dauthendey nach Würzburg 1930 die Gedenkrede. In seinen späteren Jahren wählte Scholz einen elterlichen Besitz in Konstanz am Bodensee als Ort seines Schaffens. Hier starb er am 29. Mai 1969. Ein umfangreiches Werk zeugt von seiner dichterischen und gestaltenden Kraft: Gedichte, Dramen, Romane, Biographien, Landschafts- und Erlebnisbücher. Von seinen Dramen hatte er besonderen Erfolg mit dem Stück „Der Wettkampf mit dem Schatten“. Von seinen Romanen seien genannt „Perpetua“ und „Theodor Dorn“, von seinen Biographien die Bücher über Annette von Droste-Hülshoff, Hebbel und Schiller. Die Dauthendey-Gesellschaft widmete dem Neunzigjährigen 1964 die Festschrift „In Würzburg“.

Willi Schwinn

Etymologische Randbemerkungen

„Das ist Klasse!“ jubelt schon ein Pennäler der fünften Klasse und will damit seiner Freude Ausdruck verleihen darüber, daß morgen die Ferien beginnen, daß heute eine Lateinstunde ausfällt, oder daß es demnächst für eine Woche zum Skifahren

geht. Welch ein angenehmes und praktisches Wort! Daß „Klasse“ ein Fremdwort ist, daß es uns die Lateiner angeblich schon im 16. Jahrhundert großmütig zum vielfältigen Gebrauch und zur sprachlichen Ausbeute überlassen haben, sieht man den

sechs Buchstaben heute kaum mehr an, und kein Römer hätte sichs wohl träumen lassen, daß daraus im 20. Jahrhundert gar einmal ein stets großgeschriebenes Adjektiv wird. Noch zählt es, wenn auch noch so ausdrucksstark, zur weniger angesehenen Umgangssprache, doch dürfte die Zeit nicht mehr allzu fern sein, da es auch in der Duden-Redaktion als Adjektiv voll anerkannt und dann ebenso klein geschrieben wird wie etwa "prima". Ein ganz klein wenig bedauern aber darf man's dennoch, daß kaum einer der heutigen "Klassebrüller" noch weiß, was das Wort im Urzustand einst bedeutete. Eine Abteilung oder Gruppe war zunächst damit gemeint, und ganz allmählich wurde daraus auch sowas wie ein Wertbegriff. Seit dieser Zeit unterscheidet man z. B. zwischen erstklassig und zweitrangig. Die numerische Vorsilbe erst- oder zweit- läßt vermuten, daß es bei "Klasse" als Eigenschaftswort von Anfang an mit Komparativ und Superlativ haperte. Das ist heute ganz anders geworden. Unsere Jugend, noch nicht eingepfercht in Behördendeutsch, Sprachlogik und Etikette, half sich selbst und packte alles in das einfache Wort "Klasse" hinein. Ohne Rücksicht auf Verluste avancierte dieses Fremdwort zum höchsten Superlativ allen Lobes. Apropos "Verluste": Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, "Klasse" habe eine ganze Menge von Adjektiven samt Kompara- und Superlativen aufgefressen und so großartig, nein so "Klasse" ist unsere Sprache dadurch geworden, daß eine Ausdruckssteigerung kaum mehr möglich erscheint. Sollte es dennoch einmal nötig werden, weil ja die Entwicklung ebenso die Entartung unserer Sprache immer weitergeht, so greife man getrost zu dem schon lange verfügbaren Zusatzattribut "echt". Besonders sinnvoll ist diese ganze "Klassewelle" wohl kaum, aber was spielt das denn heute noch für eine Rolle? Sie beherrscht jedenfalls die Umgangssprache völlig und wird überall verstanden. Das ist doch "Klasse", oder neuerdings auch "Spitze"! Diesmal ist es nicht einmal ein Fremdwort. Doch läßt sich sagen, daß aus allem was spitz ist auf unserer Erde, sich dieses eine Wort "Spitze" mit Vehemenz so

emporgewühlt hat, daß es sich heute gleichgewichtig neben "Klasse" als Supersuperlativ zu behaupten vermag. Vielleicht übertrifft "Spitze" das "Klasse" sogar nicht unwesentlich an Anschaulichkeit, wo doch jedes Kind schon weiß, daß die Spitz das nach Höhe und Feinheit nicht mehr zu übertreffende Ende einer Sache ist. Im übertragenen Sinne steht "Spitze" ja heute längst auch für eine ganz besondere Leistung. Nahezu völlig unbeachtet trippelt da nebenher sogar auch ein allgemein als recht klug geltendes Hundchen, der Spitz, dem allerdings das fehlende "e" nur im Plural zukommt.

Auch "Spitze" als Adjektiv wird wie "Klasse" einstweilen großgeschrieben, da es zunächst auch nur in der Umgangssprache angesiedelt ist. Sollte man es eines Tages kleinschreiben, dann wird es mit dem "e" wohl auch seinen ganzen Scharm verlieren und mit Sicherheit außer Mode kommen. Das wäre dann vermutlich das Ende von "Spitze"!

Ein drittes Wort quält mich auch schon seit langem. Es ist ausnahmsweise sogar ein ausgewachsenes Substantiv und ohne die geringste Neigung, diesen Status jemals aufzugeben. Nur scheint es ein wenig weit hergeholt. Im Gegensatz zu den bereits erörterten Wörtern scheint es aber schon auf dem besten Wege in die honorigere Hochsprache zu sein. Wer es gebraucht, gilt weder als ungebildet noch als Witzbold. Es geht jetzt um den "Aussteiger". Nehmen wir einmal an, es gäbe in unseren Breiten noch einen Menschen, der dieses Wort heute und hier zum ersten Male sieht oder hört. "Aussteiger" wäre doch für den ein reichlich nebuloser Begriff. Sicher ist nur das eine, tagtäglich, stündlich, ja sogar minütlich steigen unzählige Menschen irgendwo aus. Aus dem Zug, aus dem Bus, aus dem Auto oder auch aus der Badewanne. All diese Leute sind Aussteiger und dennoch ist keiner mit dem heute so häufig gebrauchten Wort gemeint. Übrigens die zweite Hälfte des Wortes grenzt die "Aussteiger" wenigstens gegen die ab, die nur etwas Ähnliches tun, nämlich "austreten". Denkt man nicht gerade an das bewußte

Örtchen, so ist "Austreten" doch eine wesentlich eindeutigere Tätigkeit als "Aussteigen". Mittlerweile aber weiß heute bei uns jeder, woraus ein "Aussteiger" aussteigen muß, um als "Aussteiger" zu gelten. Ein vieldeutiges Wort hat es also wiedereinmal zu einer gewissen klärenden Eindeutigkeit gebracht. Es geht weder um Bahn, noch Bus oder gar um eine Badewanne, sondern schlicht und einfach um unsere "Gesellschaft". Lieber möchte ich fast sagen, um die Geborgenheit im Wohlstandsmilieu der älteren Generation. Viele "Aussteiger" – das sei nur ganz nebenbei erwähnt – steigen sicher irgendwann auch wiedereinmal ein, und hoffentlich dann nicht als Einbrecher. Die Aussteiger sind schon zu einer Art Verein geworden. Zwar tragen sie kein Vereinsabzeichen, wie heute noch mancher Student seinen farbenprächtigen Bierzipfel, aber Zeichen der Zusam-

mengehörigkeit sind schon zu erkennen. So z. B. zerfranzte und verwaschene Blue-Jeans, lange Haare, Wohngemeinschaft, Jutesack oder gestrickte Umhängetasche als Ersatz für Akten- oder Büchertasche und Ähnliches. Eines wäre noch zu sagen und sollte nie übersehen werden: Nach dem Ausstieg steht auch der "Aussteiger" wieder wie wir alle mit zwei Füßen auf Gottes Erdboden, und bevor er beginnt sich fortzubewegen, muß er sich für einen Weg entscheiden und sollte dabei bedenken: Nicht alle Wege führen nach Rom! Viele nur ins bedenkliche Abseits des Verbrechens, des Rauschgifts und der Prostitution. Und da sage mir einer noch, der "Aussteiger" sei "Klasse" oder gar "einsame Spitze"! Doch es gibt ihn, den "Aussteiger" und wir müssen offensichtlich mit ihm leben und gelegentlich auch seine mitunter erfolglosen Entziehungskuren bezahlen.

Aus „Spätlese“ (Würzburger Plaudereien), 1982, unveröffentlicht.

Willi Schwinn, 1905 geboren zu Ostheim b. Hofheim/Ufr., aufgewachsen in Würzburg als Adoptivsohn des Schreinermeisters Wilhelm Schwinn. 1925 Abitur. Anschließend Musikstudium am Staatskonservatorium der Musik mit Staatsexamen für das Höhere Lehramt. 1941–45 Wehrdienst. 1946–48 Mitglied des Städt. Orchesters Aachen, dann 20 Jahre Musiklehrer am Siebold-Gymnasium Würzburg. 1938 Promotion zum Dr. phil. mit einer Arbeit über Fränkische Volkslieder. Groß geworden mitten im Würzburger Altstadtmilieu, gehörte seine besondere Neigung der Würzburger Mundart ("Besinnliches und Heiteres in Würzburger Mundart"). Verhältnismäßig spät Versuche in hochsprachlicher Prosa (daher der Name "Spätlese"), bis jetzt unveröffentlicht.

Heinz Sternberg

Fränkischer Abend

mattes Verglimmen
der Stunde

rötlicher Strahlenfilter
am späten Abend

im Senklot der Sonne
versammeln

sich die Schatten
des Tages

Stille verbreitend
über fränkischem Land

Herbstzeitlose

wie sich zeigt
der Glanz
der Blüte

noch hebt sich
die Farbe zum
stillen Verweilen

Bald erntet dein
Auge Abschied
dem Winde zum Spiel

Heinz Sternberg, Jahrgang 1935, geboren in Erfurt, schreibt schon seit den 50er Jahren Gedichte. Zunächst gereimte Poesie, später Lyrik in moderner Form mit überwiegend kritischen Bezügen. Bisher im Eigenverlag erschienene Lyrikbände: "Rufzeichen", "Funkenflug", "Grenzüberschreitung".